

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand, Island Abr., Donnerstag, den 30 Mai, 1918

Die Borrigo-Brücke.

Erzählung von Lujie Weiskopf.

Sonst ist dem Alten immer alles glatt gegangen, er war ein Ingenieur aus dem 17. Nur einmal, am Borrigo, hatte er Pech. Wie das Zusammenhang, wissen freilich die wenigsten.

Es war damals unter den Arbeitern der Matthias Heizinger, ein braver Kerl. Sogar die Italiener mochten ihn leiden, mit denen er gewohnt war den abendlichen Grenzdiplomaten mit seinen Schatz und Schatz zu spazieren und gurgelte. Vor allem hielten natürlich wir zwei zusammen, ich, der Reichsdeutsche, und er, der Deutsch-Tiroler, unter dem Befindel, das bei solchen Bahnbau aus allen Ecken der Welt zusammenläuft. Schön war er nicht mit seiner kleinen schneigen Gestalt, dem mehligem Gesicht voller Dellen und Knochen, um das die schneefarbenen Haare sich ihm schicklos sträubten, wie eines Frauenzimmers Friseur. Aber er hatte eine Leidenschaft für alles Schöne, das war kurios. Die flatternde Joppe, der farbige Schläpp, der rötliche Gürtel, und der rötliche Fleckenkopf gehörten immer dem Matthias Heizinger. Verliebt ist, daß er auch das patenteste Mädel haben mußte.

Wir waren damals dabei, die Brücke über den Borrigo zu legen. Die Steinmeyer hatten die Pfeiler aufgemauert. Wir liefeten seitwärts auf dem Baum die Giebelteile des Oberbaues zusammen. Der Alte ließ seine Brücken immer auf festem Boden fertigstellen, die Schienen einschrauben, dann erst wurden sie auf die Pfeiler gezogen. Na, die Arbeit war eilig, denn die Saison hing an, die Fremden wurden erwartet. Sonst hätten wir Unterhaltung genug haben können. Ich red nicht von Himmel, Meer und Bergen, obgleich man das auch nicht bei jedem Bahnbau in solcher Höhe zu sehen kriegt. Am liebsten grüßten wir jungen Leute über die Brüstung hinweg. Da lag das Bett des Borrigo, sehr breit und sehr flach. Wasser war jetzt im Oktober nicht darin, nur Steine, Unmassen, kleine, große, lauter Kalksteine, blendend weiß in der Sonnenglut, der blödsinnigste Bach, den ich je gesehen habe. Das Tal hinauf und hinunter standen kleine hübsche Landhäuser zwischen Palmen und Pinien, zwischen Rosenbüschen und Drangenhainen und auf den Straßen an beiden Ufern gingen im Schatten der Pfefferdämme mit ihren roten Fruchttrauben die Schönen von Mentone spazieren. Die Mannsleute da herum sind immer deutschen Geschnitts ja zu unerschöpflich, so 'ne Art süßgeblickener, verbrämter Semmel, aber die Mädel mit ihren schwarzen Haarwülsten über den niedrigen Stirnen und den blauen Augen darunter — alle Achtung! Dazu haben sie eine Manier, die Hüfte zu setzen, ihre Kleider zu schürzen und sich in den Hüften zu drehen, so zierlich und natürlich, wie bei einem Füllen oder Weisköpfchen. Das machte Spaß. Und um die Frühjahrszeit war denn auch die Brückenbrüstung von der Straße drunter anzusehen, wie ein Simsbord voll abgemessener Mannsköpfe zwischen Pflochen und Pfostlatten.

Aber wie toll wir uns gebärden mochten, der Heizinger blieb immer ganz pomadig. Soß im Hintergedach, bis in sein Brot. So kamen wir halt, daß er ein festes Verhältis haben mußte. Und auch schon daran, weil er an den Sonntagen, an denen wir nicht arbeiteten, wie vom Erdboden verschwand. Gab's aber was besonders Schwerees zu tun und das gut bezahlt wurde, dann war der Heizinger der erste. Dabei gönnte er sich kaum das notwendige Futter, so daß ihm die Waden alle Tage höher wurden. Aus solchen Anzeichen schloß man dann auf ein Frauenzimmer.

Und eines Tages bekamen wir sie zu sehen. Sie kam geradeaus auf uns zu, einen Arbeitsplatz gelaufen, eine prachtvolle Südfranzösin mit so einem ängstlichen Gesicht und einer feilen, geraden Nase, wie sie außer den Wornorbildern weiter unten in Italien nur ein paar Menschen an der Küste haben. Sie saßen ja, die alten Griechen hätten da Handelsniederlassungen gehabt und die Nase aufgebracht. Ich weiß nicht.

Sie trug die Tracht der Landleute aus den Helfenländern. Dazu mächtige, goldene Ringe in den Ohren und ein rotes Kopftuch, das schrie vor Keuschheit. Als sie nach dem Matthias Heizinger fragte, schoß es mir gleich durch den Kopf: „Aha, die Goldräder und das Tuch, das ist ein Stück von seinem Wochenlohn.“ Er war nicht da, vom Alten nach Mentone zum Schmied geschickt worden wegen neuer Nietnägel. Aber die anderen beeiferten sich, ihr die Wartezeit zu vertreiben, lachten, neckten, fragten. Sie schüttelte den Kopf, daß die Goldräder funkenverfend flogen.

„Nientel niente!“ Sie würde am Sonntag mit der Mutter kommen, auf mehrere Tage, um die Aussteuer zu kaufen. Das sollten wir dem Signor Heizinger ausdrücken. Das sei ihr „Sposo“. Weisnachten würden sie heiraten. Und sie sei aus St. Agnese (sie sagte Choinde). Und nun hätte sie keine Zeit mehr, nicht ein bißchen nicht ein bißchen!

Dabei machte sie sich mit ihren raffen Elsbogen Luft, wollte davonstürzen wie sie herangestürzt war. Aber als sie ihre funkelnden Teufelsaugen lachend im Kreis herumwarf, blieben sie plötzlich an einem Fleck haften. Auf der Brüstung hochte der junge Antonio Servelli, den Rücken nach der Straße und beumelte mit den Beinen. Er war nicht herangekommen, hatte auch kein Wort gesprochen. Er war nicht von der geprügelten Art, der Antonio, immer, als hätte er seine eigenen Gedanken über jedes Ding, die von sich zu geben zu schade wäre. So galt er für einen Piffikus. Nebrigens ein Vengel wie aus dem Ei geschält, Milch und Blut. Ich mußte mich immer wundern, wie seine Eltern so was mit ihrer Volenta und ihren Macaroni groß gekriegt hatten. Denn er war von den Kernsten. Er trug nur Hohe und Hende und den üblichen roten Gürtel. Das Hende hatte kurze Ärmel und war so tief ausgeschnitten, wie das Kleid einer Ballerina und für die Schultern, die da zum Vorschein kamen, hätten die meisten Ballerinen gern ein Vermögen bezahlt. Also, die Camilla sah den Antonio an und der Antonio sah da und verschlang die Camilla mit den Augen. Zuletzt rief sie sich zusammen: „Gib zu Weisnachten heiraten wir.“ Weg war sie.

Nun gab's ein Bewundern und Bewundern. Wie hatte der Matthias Heizinger das fertiggebracht? Da tat der Antonio den Mund auf und sagte was ganz Geheimtes: „Wir anderen reden von Liebhaben, der Heizinger redet von Heiraten. Das hören die Mädel gern und die Mütter noch lieber.“

„Schön — was?“ fragte er noch einmal und sog die Luft durch die Zähne vor Entzücken. Wir wär's lieber gewesen, wenn sein Schatz nicht so ein Statuengestalt gehabt hätte und nicht solche Teufelsaugen und hätte dafür ihn angelacht und nicht erst die goldenen Ohrbaumeln.

Am Sonntag kamen sie richtig herunter, die Junge und die Alte, die eine Here war, der richtige Kinderscherz. Heizinger in seinem besten Habit war um sie herum, gehorjam und demütig wie ein Pudel. Vom Charakter ging's zum Sandler und vom Sandler wieder zum Mädchen. Die Alte schüttelte Lob über ihn ausgiebig wie ein Landregen, und er hört's nicht, strahlte nur immer die Junge an, während er sein Geld für sie auf den Tisch legte, Herr Gott, was hatte der Mensch für eine Färtlichkeit in den Augen.

Mentone ist kein so großer Ort, daß man sich Sonntags beim Umherbummeln nicht treffen müßte, na und ich lief den Dreien schon absichtlich in den Weg. Wachte mit Spaß.

Am Abend setzten sie sich vor eine Osteria, hart am Borrigo. Es waren Mandolinatspieler dort und viel Volks. Die Camilla trug eine Hofe hinter dem Ohr, die er ihr geschenkt hatte, eine Seltsamkeit, denn die Pflanzen lagen noch im Sommerhüßel. Und ich weiß nicht, wie sie es anstellte, aber es hatte den Anschein, als wenn der Borrigo und die Osteria, die Sterne am Himmel und die Menschen auf den Bänken nur um ihre Willen da wären. Alle saßen sie an, die Mandolinatspieler richteten ihre Lieder nur an sie. Und ganz kurios nahmen sich neben ihr auf einer Seite die verdammte Alte an und auf der anderen, mein braver Heizinger mit seinem mehligem Glanzgesicht.

Steigt auf einmal der Antonio Servelli daher, nicht im Sonntagsgewand, einfach mit seinem über die Schultern herunterhängenden Hende, wahrscheinlich weil er wußte, wie gut ihm die Haut mit dem Piffischlam seiner achtzehn Jahre darauf liegt. Hält in der Hand einen Strauß, mein, eine Ladung von hellen Rosen, immer vier und sechs am Zweig, fast noch knospen, frisch, als läge der Tau darauf, eine Frucht! Gott weiß, wo er sie gestohlen hatte! Schreitet ernsthaft zwischen den Bänken durch und wirft ohne ein Wort der Camilla seine Rosen auf den Tisch. Die greift mit blitzenden Augen in die Herrlichkeit.

„Grazie! Grazie, Signor!“ Und weil ihm ein Tropfen Blut am Arm hinterläuft — wahrscheinlich hatte ein Dorn der gestohlenen Rosen ihn gerastet — springt sie auf und lispelt: „Du bist verwundet — für mich! Du blutest!“

Er schüttelt den Kopf, gibt einem der Sänger ein Geldstück, nimmt ihm die Mandolinata weg und fängt an zu singen. Ein italienisches Lied. Verstanden hab' ich nur das „amore“ drin, und das hab' ich auch verstanden, wenn ich taub gewesen wäre. Und mit einem Feuer sang der Vengel! So was hört man auch nur dort, wo die Sonne den Menschen ihre eigene Glut unter die Haut brennt.

Mein Heizinger sieht zum fürchten aus. Lange, ehe das Lied zu Ende ist, springt er auf, packt seine Camilla am Arm, hält sie aber wohl nicht mit wegbekommen, wenn nicht die Herenmutter sich an den anderen Arm der Schönen gefaßt hätte. Sie zischt ihr dabei was ins Ohr. Und da ging das Mädchen. Aber es zuckte böß in ihrem Gesicht und bis zuletzt war der Kopf zurückgedreht und die Augen hingen an dem Antonio.

Spät erst kam Heizinger in unsere gemeinsame Kammer und ohne ein Wort zu sprechen, ohne nur Licht anzusteden, streckt er sich auf sein Bett — die ganze Nacht hört ich ihn schlöhnen und seufzen.

Am anderen Morgen sollte dann die Brücke auf ihre Pfeiler gelegt werden. Mit Winden und Hebebäumen setzten wir sie auf Rollen und machten ihr vorderes Ende am Flachsengang fest. Dann zogen wir Selbzwanziger, zogen die paar tausend Zentner langsam heranzukriechen über den ersten Pfeiler hart am Bahndamm, dann, allein vom Hebegewicht ihrer aufliegenden Masse gehalten, durch die leere Luft zum Mittelpfeiler, der in den Borrigo selbst eingemauert war, und wieder durch die freie Luft zum dritten Pfeiler, wo die Brücke sich dem fertigen Oberbau auf dem Bahndamm anschloß. Danach brandchte sie nur noch fest in den Pfeilern verankert zu werden.

Ein leichtes Stück Arbeit war diese Aufschaltung aber nicht. Die am Flachsengang mußten scharf aufpassen, daß die vielen Rane sich nicht verwickelten. Und bei den Rollen war's noch schlimmer. Wäh eine einzige nur um einen halben Centimeter aus der Bahn und der Schaden wurde nicht gleich bemerkt, dann faufte die Brücke abgleitend unrettbar in den Borrigo. Darum mußte neben jeder Rolle ein Mann unter der Brücke liegen mit Meßzeug und Nichtlot, und bei jedem Centimeter, den sie vorrückte, nachprüfen und den Befehl ausschreiben. Die Rollen hoben das Eisenstück gerade so hoch, daß platt auf dem Bauch liegend einer darunter Platz hatte, den Kopf durfte er aber nicht heben, wenn die vorne anzogen. Sonst würde ihm der Schädel eingeschlagen wie eine Eierhale. So ein Posten wird auch bezahlt und Heizinger war der erste sich zu melden. Was mich angeht, ich hab' nie was übrig gehabt für Verdienst, der so hart neben dem Grab aufwacht: ich blieb beim Flachsengang.

Wir schafften, daß uns der Schweiß von den Stirnen rieselte. Bald haperte es hier, bald haperte es dort. Der Alte hatte sich schon die Gurgel heiß geladren mit Kommandieren. Kurz vor Mittag verurteilten sich 'mal wieder die Rane. Ich muß' auf den mittleren Pfeiler klettern, um sie klar zu kriegen. Als ich 'ran komme, sehe ich, daß sie rauen. Ich schreie also um ein paar Gießkannen Wasser, und bis es gebracht wird, ich und ich' mich um. Lag gerade neben der Brücke unter mir so ein verwildeter Garten mit einem winzigen Häuschen, einem großmächtigen Kameliendbusch und 'ner wackeligen Bank. Und zwischen der Mai'solben und den Tomaten erkenne ich plötzlich der Camilla knallrotes Kopftuch. Sie stand an der einen Seite der Bank und an der anderen stand der Antonio, der vor fünf Minuten wegen Nasenblutens ausgetreten war. Und die Augen, die sie sich machte! Ob sie dachte, daß der Kameliendbusch sie vor allen verstecke, ob sie sich schon gar nichts mehrs dachte?

Ich fab'r' herum, fuche mit den Augen meinen Landsmann. Nicht zehn Schritte von mir liegt er platt auf dem Mittelpfeiler, bis zu dem die Brücke ja nun herangekrochen war. Und das mehligste Gesicht unter dem schneefarbenen Haar schimmert wie eine Teufelsfrage aus der dunkeln Spalte heraus, in die er eingeklemmt liegt. Grauslich! Sieht er, was ich sehe? Ich und er. Keiner sonst kann's sehen. Vor den Widen derer auf dem anderen Pfeiler schützt wirklich der Kameliendbusch, und der zweite Rollenmann liegt nach der Strandseite zu.

„Alles!“ erhalt das Kommando. Ich hülfte meine Gießkanne über das Tauerwerk. Die am Flachsengang ziehen an. „Halt!“ Die Kerle an den Rollen messen.

In der Stille der kurzen Pause schallt der Camilla Stimme herauf mit dem Rauschen, das die Weiber dortzulande haben, Antwort auf eine Frage, wie es scheint.

„Die Mutter will's.“

„Und du?“

„Sieht er aus wie ein Amante?“

„Alles!“

Die Seile knirschen, die Brücke ruckt. Aufgepaßt! — In Ordnung! Weiter! — Ich schütte meine zweite Gießkanne über das Tauerwerk. Lieber möcht' ich sie dem Heizinger auf den Kopf schütten. Er sieht! Daran ist kein Zweifel, sieht und hört. Die Augen treten ihm aus dem Kopf, die hellen Sterne sind schwarz, das Weiße, das sie rings umgibt, auch oben unter den aufgerissenen Lidern, funkelt wie weißglühendes Eisen. Wenn ich hundert Jahre alt werde, das Gesicht vergeß' ich nicht, das verzerrte Gesicht unter dem wunden Eigengesicht.

Antonio spricht derweil, heftig, leidenschaftlich. Aber die Brücke brummt, man versteht's nicht. Jetzt ein helles: „No, no, no!“ von ihr. „Gott sei Dank!“ dem' ich. Sehen kann ich nichts mehr; der Wind verbergt sie jetzt wirklich.

Wieder ein Ruck! Und ein Donnerwetter des Alten. Die Seile verwirren sich abermals, ich hab' nicht aufgepaßt. Ich posse auch jetzt nicht auf, denn ich sehe sie wieder. Antonio hält ihre Hand, spricht in ihr Ohr, das Ohr, in dessen Lappchen meines Landsmannes goldener Ring schaukelt. Sie zerrn sich nach rechts, nach links — Da! sie wendet sich. Eine Flamme, eine ganze Feuersbrunst bricht aus ihren Augen — Sie liegt an seiner Brust, die Arme um seine Schultern geworfen —

„Alles!“ schreit der Alte am anderen Ende der Brücke.

In dem Augenblick tut's einen

Arach, daß mir Hören und Sehen vergeht. Die Seine reißt's mir in die Luft. Ich schlag' hin, so lang ich bin. Und wie ich mich besinne und herauswinkeln will aus dem Tauerwerk, in dem ich festste wie ein Hase in einer Schlinge, da hängt die Brücke halb über den Pfeiler hinunter, wie ein geknittert Sonnenschirm, hat unter sich den Matthias Heizinger plattgedrückt, als wär' er gewalzt — war eigentlich nur noch ein Blutstreck auf dem Brückenpfeiler.

Satte er in der Aufregung verfaßt, auf seine Rolle zu achten, o-ll' er als Strafgericht den Sündenbrunten die Brücke auf die Köpfe schmettern — wer kann's sagen? —

Drei Wochen haben wir gebraucht, um den Oberbau anzubessern und wieder auf die Pfeiler heranzufriegen. Es hat den Alten ein schmächtliches Geld gekostet, und ich glaube, das Geld hat ihn noch nicht einmal am meisten gewahrt. Kommt' sonst rechnen wie kein zweiter: Tragkraft, Spannung, Belastung, auf ein Gramm genau. Stimmt jedesmal. Nur die Leidenschaft von dem armen Karren, dem Heizinger, ist ihm einmal durch sein Exempel gefahren. Es war sein einziger Fehlschlag, die Brücke am Borrigo.

Ja so, was aus den beiden mitem geworden ist, möchten Sie wissen? Kei'n Paar. Ich sag's doch: der Antonio war ein Piffikus.

Sächsisch: Schweiftröpfchen.

Graf Brühl, der allmächtige Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, brüdete dieses unglückliche Land mit den härtesten Steuern, aus des Hofes, wie seine eigene sinnlose Verschwendung durchzuführen zu können. Eines Tages speiste Friedrich der Große in Berlin bei dem Grafen Rothenburg, woselbst sich eine sächsische Dame befand, die einen kostbaren Brillantschmuck, ein Geschenk des Grafen Brühl, trug. Gerade war von der Bibelstelle die Rede, wo es heißt: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. „Sehen Sie da,“ sagte Preussens König, auf die Steine weisend, zum Grafen Rothenburg, „die Schweiftröpfchen der Sachsen.“

Aufklärung durch Beispiel.

„Was ist der Krieg?“ fragte ein Verbeiwäcker, wie sie früher die Schwewe unsicher machten, einen Unterwaldner.

Der Mann überlegte einen Augenblick und sagte:

„Was geht Ihr mir, wenn ich's Euch sage?“

Der Offizier wußte, daß er, um zu seinem Ziel zu gelangen, nicht trüben dürfe, und gab ihm, um sich einzuschmeicheln, einen Taler.

Der Unterwaldner aber sagte nichts und ließ sich einen zweiten Taler geben. Wiederum schwieg er.

„Zum Teufel,“ schrieb der Offizier nun erbot, „wollt Ihr mir's immer noch nicht sagen?“

„Ich habe es Euch sogar gezeigt,“ verlegte der Schweizer ruhig.

„Was habt Ihr mir gezeigt?“

„Nichts,“ gab er zurück.

„Der Krieg ist,“ erklärte der Mann ruhig, indem er sich erhob, um die Wirtstube zu verlassen, „der Krieg ist, wenn der eine mehr nimmt, als ihm zukommt, und der andere böß darüber wird. Wißt Ihr's nun?“

Große Klugheit.

Der berühmte französische Baumeister Mansard, dem wir die sogenannten Mansardendächer verdanken, brachte in Liebungsplänen, deren Genehmigung ihm besonders am Herzen lag, absichtlich die größten Fehler an, und zwar so, daß sie dem König Ludwig XIV. sofort in die Augen springen mußten. Mansard bewunderte dann den Scharfsinn des Monarchen mit einem nachdrücklichen: „Sire! Sie verstehen sich aber auch auf alles. Sie wissen in der Baukunst mehr als die größten Architekten!“ verbeiferte dann die absichtlich angebrachten Fehler, drang aber dabei allemal in der Hauptsache durch, einzig, wie er sagte, nach dem Erfahrungsgrunde handelte: Daß große Herren allemal korrigieren müssen.

Lafontich.

Ein Berliner Dreifachentzucker erhält von einem Fremden für eine Fahrt durch die Stadt außer dem regelmäßigen Fuhrgelde ein Trinkgeld und steck daselbe, ohne sich zu bedenken, ein. Der Fremde fragt: „Na, Aufseher, ist es hierzulande nicht Sitte, daß man sich für Gefährde bedankt?“

„Einiqe tuen's!“ antwortete lächelnd der Aufseher.

Die Uniform.

Erst der 30jährige Krieg brachte eine Soldatenbekleidung.

Wir können es uns heute gar nicht anders denken, als daß das Militär in Uniform aufmarschiert, und doch sind die Krieger jahrtausendlang als Zivilisten umhergegangen. Denn die Uniform kann erst auf ein Alter von nicht mehr als dritthalb Jahrhunderten zurückblicken. Erst mit dem Dreißigjährigen Kriege, als die stehenden Heere ihren Anfang nahmen, kam die allgemeine Uniformierung der Soldaten, sowohl der Disziplin als auch des Brunkes wegen auf. Aber sie war auch dann zunächst sonderbar genug. Die Uniform wurde überhaupt nicht erfunden, sie hat sich vielmehr von selbst langsam entwickelt. Man nahm zunächst, was man vorband, und änderte allmählich um zu gleichem Schnitt und gleicher Farbe. Nun brachte der Rekrut, der nicht dem Landvolk oder dem niederen Bürgerstande angehörte, einen langen, weiten Rod von Hause mit, der wie ein Sack, faltlos und ohne Taille, bis aufs Knie herabhing. Es war sein bestes Kleid, eine Art Leberwurst, das einzige, das sich in diesen Volksschichten von alters her erhalten hatte. Dieser Rod wurde nun das erste Uniformstück. In Deutschland erhielt sich dieser älteste Uniformrod zivilisierten Ursprungs bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts beim gemeinen Soldaten, er wurde aber auch nach wie vor von der Zivilbevölkerung getragen, insbesondere von Handwertern und den niederen Beamten der Städte, den Stadt- und Gerichtsdienern, die denen er sich in dieser unschönen Form am längsten erhielt. Sowie er beim Militär zum Uniformrod geworden war, mußten ihn auch die Offiziere tragen, und damit stellte sich zugleich die Bekämpfung ein, den Rod nach zeitgemäßer Eleganz zu ändern. Es geschah dies so, daß der Rod unter der Perücke nicht wie das Wams zu winzig wurde, dabei aber doch eine gewisse Zierlichkeit erhielt. So bekam er zunächst Taille und mußte sich dem Oberkörper eng anschließen. Anstatt mit Pfeifen und Haken wurde er später von oben bis unten mit glänzenden Knöpfen besetzt, die Knopflöcher und Säume ringsum mit Goldborten und Goldfransen gefaßt und dieser Goldbesatz in Blumen und Arabesken über das ganze Stück verbreitet. Born erhielt er Taschen mit Klappen versehen, die Kermel reichten aber nur bis zum Ellbogen, aus denen bis zum Handgelenk weiße, weißfältige Hemdärmel mit schlaffen Manschetten hervortraten. Aus diesem Uniformrod entwickelte sich später das Staatskleid Ludwigs XIV. Eine Reorganisation der Militärtracht ergab später von dem preussischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. aus, der sofort nach seinem Regierungsantritt die Perücken abschaffte und dafür den Joppe einführte und das Keuchere des Militärs in allen Dingen vereinschte, wodurch die Uniformierung des preussischen Militärs zum Muster für alle anderen Staaten wurde. In gleicher Weise mußte sich auch die Hof- und Beamtenwelt umgestalten, und die fremden Staatsbeamten, die als Gesandte oder in anderer Eigenschaft beim König erschienen und die sein Eigenwille nicht erreichen konnte, verpöhrte er dadurch, daß er alles, was für unethisch galt, Fenster, Schänder und Büttel, in derselben Weise kleiden ließ. Friedrich Wilhelm I. wurde übrigens hinsichtlich der Kleidung auch für die Romarchen tonangebend. Die Fürsten trugen bis dahin nach dem Vorbild des französischen Königs die damals übliche Salontracht, weil sie gewohnt waren, ihre Triumphe nicht auf der Parade, sondern im Thronsaal und im Salon zu feiern. Der preussische König Friedrich Wilhelm I. war nun der erste Fürst, der gegen den damals unter den Großen der Welt herrschenden Geschnitt als häßliches Kleid die Uniform anlegte, und dieser Sitte schlossen sich nach und nach die meisten Kronenträger Europas an. Nachweislich hat der zweite Preussenkönig 1719 den braunen Staatsrod ausgezogen und die blaue Uniform angelegt.

In Providence, N. J., hat sich der Edelkäufer John S. Frey, welcher eine New Yorker Bank um \$28,000 betrogen haben soll, in seiner Wohnung erschossen, als Detektivs ihn verhaften wollten.